

„ich hab gelebt im Land, das ich nenne nicht“

– Zum ersten Todestag von Johannes Bobrowski am 2. September 1966. –

Ein Blick, der sein Gegenüber erfasst, ihm entgegengeht, oder es erwartet. Und immer schon begonnen hat, Erwarten und Entgegenkommen in Uebereinstimmung, schliesslich zur Deckung zu bringen. Eine bereite Freundlichkeit. Die nicht zugreift, die einen oder einen halben Meter vorher verhält, den Raum lässt: für die Bewegung des anderen, der nicht gezwungen sein soll, nicht einmal überredet, weder von diesem Blick noch von der eigenen Regung: Eine alte Frau, man musste sie stützen. Diese Augen haben geprüft, was zu prüfen war. Das heisst nur: sie haben gesehen, und es ist nicht hergegangen wie mit den Erbsen im Märchen. Das war ein braves Kind: Die guten, die schlechten, aber doch eben flink und schlicht, hierhin, dorthin. So brav ist die Welt nicht gewesen.

Das Licht tat sich ein bisschen irritant. Manchmal erschien es, als wechselten die Dinge in der Beleuchtung, als schwankten Form und Konsistenz. So zogen sich die Lider ein wenig zusammen, der Blick verengte sich, aber es war doch zu spüren, wenn er es tat –, ein vorübergehender Zustand, vorüber mit dem irritanten Licht, dann wieder wie eh und je: der Blick aus Gehen und Warten.

Der feste Mund zum Reden. Weil nicht wenig zu sagen war und zum Ueberlegen und Denken nicht ohne Rede vorging. Danach dann war das andere Reden aufgekommen, die Mitteilung, mehr und mehr gerichtet auf den Zuhörenden von weither, zuletzt der Entschluss zum Aufschreiben.

Dieser Text, von uns leicht, gekürzt, trägt den Titel „Gedenkblatt“ und ist „Den litauischen Freunden“ gewidmet. Er ist dem im vergangenen Herbst erschienenen Almanach des *Verlages Klaus Wagenbach* entnommen. Der Autor: Johannes Bobrowski. Der Dichter Johannes Bobrowski ist vor einem Jahr, nur 48 Jahre alt, in Ostberlin gestorben, und seine Prosa „Gedenkblatt“ ist zu einem Gedenkblatt für ihn selbst geworden. Dass dieser Text tatsächlich einem Selbstporträt nahekommt, wird deutlich, wenn wir Bobrowskis „Gedenkblatt“ ein Zitat an die Seite stellen, in dem Jost Nolte in seinem Nachruf den Dichter zu charakterisieren versuchte:

Wie beschreibt man seine Art ? Vielleicht damit: Er war ein schwerer Mann, jemand, der abwartete, was man ihm sagen wollte, der seinen Stuhl etwas umständlich und schief an den Tisch zog, der seinen Ellenbogen aufs Knie stützte und den anderen reden liess, fast unbeteiligt schien und offenbar doch jedes Wort registrierte, jede Vokabel aufnahm und abwog – bis zu jenem Moment, in dem er sicher war, mit wem er es zu tun hatte. Dann antwortete er mit einem halben Satz, mit einem Witz, der scheinbar wenig sagte und der doch eine ganze Antwort war, der schon enthielt, was sein Anteil am Gespräch über Stunden sein würde. In diesem Gespräch aber hatte das Beiläufige dasselbe Gewicht wie das Ja oder Nein, auf das alles hinauslief.

Johannes Bobrowski, der in Ostberlin lebte, war mit Recht, wenn auch ein wenig schlagworthaft, ein gesamtdeutscher Dichter genannt worden. Seine Bücher – zwei Gedichtbände, zwei Sammlungen mit Erzählungen und ein Roman – erschienen in beiden Teilen Deutschlands; in Ost und West hatte er Freunde und aufmerksame Leser. Bei seiner Beisetzung waren nicht nur Vertreter der Ostberliner Akademie und der Ost-CDU (der Bobrowski nahestand) anwesend, nicht nur Ostberliner Schriftsteller wie Stefan Hermlin und Wolf Biermann; auch westdeutsche Schriftsteller wie Christoph Meckel, Ingeborg Bachmann, Uwe Johnson und Bobrowskis Verleger und Freund Klaus Wagenbach gaben ihm das letzte Geleit. „Niemand kann ihn uns ersetzen, die wir in der Bundesrepublik leben“, sagte Hans Werner Richter am Grabe, und er schloss seine Rede mit dem Aufruf an den toten Dichter:

Behalt ein Auge auf uns, dass wir in diesem Land nicht noch mehr Fehler machen, als wir schon gemacht haben.

Johannes Bobrowski war ein bekannter und ein unbekannter Dichter zugleich. 1960 war er mit seinen Gedichten bei einer Tagung der *Gruppe 47* aufgefallen, und schon im folgenden Jahr erschien in der Bundesrepublik sein erster Gedichtband *Sarmatische Zeit*, der bald darauf auch in Westberlin veröffentlicht wurde. Seit der Publikation dieses Buches war Bobrowski in der literarischen Welt ein Begriff. Dennoch geht man wohl nicht fehl in der Annahme, dass vielen Hörern der Name Johannes Bobrowski völlig unbekannt war, als der Rundfunk am 2. September 1965 die Meldung vom Tode des Dichters verbreitete. Das mag daran liegen, dass Bobrowski alles andere als ein Unterhaltungsschriftsteller war, dass sein Roman *Levins Mühle* Mitdenken und Mitvollzug vom Leser verlangte, und dass seine Gedichte – wer liest schon Gedichte! – nicht so schnell den engen Kreis der Fachleute durchdringen konnten; „Gedichte“, so schrieb der junge Lyriker und Graphiker Christoph Meckel, „sowohl zugänglich durch ihre Einfachheit und Fasslichkeit im Detail, als auch verschlossen durch eine Dunkelheit und Melancholie, die zu durchdringen nicht jedem möglich sein wird.“ Dass diese Charakteristik auch auf die letzten Gedichte Bobrowskis zutrifft, mag ein Text zeigen, der – wie übrigens alle hier vollständig zitierten Gedichte – noch nicht in Buchform publiziert wurde und voraussichtlich in einem Nachlassband enthalten sein wird, den der *Verlag Klaus Wagenbach* vorbereitet. (Im gleichen Verlag wird 1967 übrigens auch Bobrowskis nachgelassener Roman *Litauische Claviere* erscheinen.)

DER VOGEL, WEISS

*Der Vogel, weiss,
den eine Regung der Luft
hinaustrug über seinen Tod,
der mit fahlen Federn
steht unbeglänzt
über dem Hügel, einer
Birke, über dem eigenen
Schatten. Der Schatten ging
vom Wasser hinauf
auf den Sand.*

*Es kommt
eine Kirche mit Särgen
unter dem Dach,
mit roten und weissen Steinen
an den Füßen. Es reden
im Laub die Stimmen,
die Münder aus Rauch
von Federn,
von weissen Flügeln,
von einem Vogel Augenlos.*

Johannes Bobrowskis Dichtungen wurden bekannt überall dort, wo die deutsche Sprache gesprochen wird. Das mögen die vier Literaturpreise zeigen, die ihm zuteil wurden: in Westdeutschland der *Preis der Gruppe 47*; in Ostberlin der *Heinrich-Mann-Preis der Berliner Akademie*, in der Schweiz der *Charles-Veillon-Preis*; in Oesterreich der *Alma-Johanna-König-Preis*.

Uebrigens hat sich, auch das sei angemerkt, Bobrowski nie einer Illusion über die Bedeutung von literarischen Preisen hingegeben, so sehr sie ihn auch freuten. Ebenfalls im Almanach seines *Verlages Klaus Wagenbach* steht ein aus zwei Distichen zusammengesetzter Vierzeiler, in dem er sich ironisch von dem Preis-Rennen absetzt:

LITERATURPREIS

*Wer erhält ihn denn diesmal? Der eine gewiss der die andern
weit übertrifft, ganz egal, wies ihm gelang und worin.
Er erhält ihn zu Recht, überragt er doch alle die andern
Miesen an Miesheit, so mies war doch noch keiner wie der!*

Johannes Bobrowski wurde 1917 in Tilsit geboren, in Königsberg ging er zur Schule – Ernst Wiechert war sein Lateinlehrer – und machte dort das Abitur. Während des Zweiten Weltkriegs war er Soldat, zuletzt in Kurland. Erst 1949 kehrte er aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück, seitdem lebte er in Berlin-Friedrichshagen als Lektor des *Union-Verlages*. Seit 1954 hatte Bobrowski einzelne Gedichte in Zeitschriften der DDR veröffentlicht, aufmerksam wurde man auf ihn aber erst nach seiner Lesung 1960 und nach dem Erscheinen des Gedichtbandes *Sarmatische Zeit* (1961), dem schon ein Jahr später ein zweiter Band unter dem Titel *Schattenland Ströme* folgte. Johannes Bobrowski besang als Lyriker, so schrieb Rolf Schroers, „eine Welt kreatürlicher Dinghaftigkeit, er sang, besang, die verschüttete Sehnsucht des Menschen nach Uebereinstimmung, nach Einstimmung in das Weben der Natur, in Wasser und Wind, in die Geduld des Steins, in die ewige, verlässliche Wiederholung des Vogelflugs, die Nachricht des Röhrichts am raunenden Ufer. Er lebte mit einer stillen, sehr alten deutschen Tradition. In einem Gespräch... berief er sich auf Klopstock als auf seinen höchst verehrten Meister.“

Bobrowskis Gedichte, deren erste 1941 aus dem Erleben der Landschaft um den Ilmensee entstanden waren, beschwören immer neu den östlichen Raum, Sarmatien, das Land zwischen Finnland und dem südlichen Russland. Diese Landschaft, vom Dichter erlebt, wird in Bildern ständig erinnert und vergegenwärtigt als der begrenzte Ausschnitt von Welt, der für alle Welt und Geschichte steht. Formal und sprachlich stehen Bobrowskis Gedichte recht isoliert in der zeitgenössischen Lyrik. Das Experiment mit dem Wort und der Syntax, die Eigenmächtigkeit des Wortspiels fehlt völlig, hart und einfach ist ihre Fügung; doch haben sie – wenngleich geschult an klassischen Formen – nichts von Epigonentum an sich.

MIT LIEDER SAPPHOS

*Aufgeschürzt die haarige
Lippe, von der Insel
schrie wie der Maulesel schreit
die magere Kleine:
einen peplos,
safranfarbenen, kränze,
phrygische, purpur.*

*Solon
vor dem Haus,
wo die Luft umhergeht:
Singt es noch einmal, sagt er,*

*dass ich erlerne das
Inselgeschrei, die Rufe*

*über der Erde dicht,
die im verbrannten Kraut,
es erlerne dass ich
sterb darüber, Worte
hab und Worte, das Sausen,
den Luftzug hinter dem Haupt und,
Worte, über der Brust.*

Die zunächst vielleicht erstaunlich anmutende Tatsache, dass gleich der erste Gedichtband des Lyrikers nur Zustimmung und so gut wie keine ablehnende Kritik erfuhr, erklärt sich daraus, dass Bobrowski, als er mit seinem ersten Buch die literarische Szene betrat, schon kein Debütant mehr war. Die Zeit der tastenden Versuche lag bereits hinter ihm, und was der über vierzig Jahre alte Dichter in dem Buch *Sarmatische Zeit* der Öffentlichkeit vorstellte, waren in der Stille zur Meisterschaft herangereifte Verse.

In den Gedichten Bobrowskis wird, so schrieb Britta Titel, „die Aufsplitterung des Satzgefüges zu einem tragenden Formprinzip, und noch verschärft durch Verzicht auf grammatikalisch-syntaktische Ausführlichkeit überhaupt. Einzelne Wörter müssen für einen Satz eintreten; sie erhalten dadurch besonderes Gewicht; und die Aussage bekommt durch Aneinanderfügung solcher isolierter Einzelelemente etwas Gedrängtes, Geballtes... Kein Legato, kein Gleiten, sondern harte Fügung, mit einer Tonhöhe fast auf jedem Wort. Und wo die Brechung, die Aufhebung der geläufigen syntaktischen Abfolge und Ausführlichkeit durch Apposition oder Inversion nicht gegeben ist, wird das Enjambement zu Hilfe genommen und so, zumindest formal, eine Brechung erreicht, eine Zäsur, die beim Lesen zum Absetzen zwingt. Meist folgt auf die dichte, harte Fügung eine Auflockerung, eine Auflösung, die rhythmisch wie ein Ausatmen wirkt, oft am Ende der Strophe oder auch in ihrer Mitte, während sie am Anfang meist geballt ist.“

MIT FLÜGELN

*Frag nicht, Rundaug, Weissstirn,
vor deinem Haus
wars, ich kam in der Dämmerung:
die Wesen weich,
aus Händen und Schlangenhaar,
Stimmen wie Hundegebell
über der Strasse.*

*Wimper, frag nicht, und Braue,
lass genug sein den Bogen,
halt ein mit den Händen,
Feuer ist eine Gestalt,
kein Herd
wird sie bewahren.*

*Wind
schmilzt
und Regen gerinnt,
eine Zeichnung im Wasser:
Liebe, mit starren Armen
auf dem verlassenen Haus
stehend der Schnecke*

*und gebärdenlos und
zerstörten Gehörs,
in der Versteinerung – hoch
über dem Haupt
mit Flügeln
die Finsternis.*

Dichtungstheoretische Äußerungen von Johannes Bobrowski sind kaum veröffentlicht worden. Und doch hat sich der Dichter häufig und leidenschaftlich mit den Fragen der Sprache, der literarischen Tradition, der klassischen Formen auseinandergesetzt, und zwar vor allem im schriftlichen und mündlichen Gespräch mit jungen Poeten. Die Veröffentlichung von Bobrowskis Briefen dürfte manches Wesentliche zutage fördern. Zitiert sei hier als Beispiel aus einem noch unveröffentlichten Brief an einen jungen Autor vom Januar 1961 Bobrowskis Ansicht zur Frage der „Zeilenbrechung, die seit je bei uns zu Land ein offenes Problem ist. Goethe und sonst wer taten es nach einer Art von Musikalität, und das klappt ja auch, solange die Sprachführung eine musikalische Linie hat, bei Mörike, Trakl usw. Auch zum Beispiel bei Christoph Meckel. Aber besser hält man sich wohl an eine Klopstocksche Behandlung der Sprache und kommt wie Hölderlin über die antiken Metren zur freien Wirtschaft mit dem Wort wie mit der Syntax... Ich hab's seinerzeit vor allem mit der alkäischen und der sapphischen Strophe gemacht. Des näheren: wir haben in unserer Sprache einen ausgesprochenen Bewegungszwang, in der poetischen Sprache, versteht sich – im Gegensatz zu den klassischen Poeten der Antike, die den Versrhythmus unabhängig von der konventionsgemäss üblichen, im Griechischen ausdrücklich akzentuierten Wortbetonung setzten. Bei uns fallen, von Klopstock bis Voss zum absoluten Gesetz erhoben, natürliche Betonung und Versrhythmus zusammen. Das wirkt sich notwendig auf das Brechen der Zeilen aus. Selbstverständlich kann man auch gegen das Sprachgefühl brechen, aber dann bitte aus ganz bestimmter Absicht: wenn man zum Beispiel dem Vers eine überraschende neue Bewegung geben will oder ein Wort durch die Stellung am Anfang der Zeile besonders hervorheben.“ Und im Februar 1961 schrieb Bobrowski dem gleichen jungen Autor:

... mir wird immer klarer, dass ich mittlerweile zur älteren Degeneration gehör und Meinungen über Sprache wie sie zum Beispiel die Movens-Bande (nach Penzoldts Powenz-Bande, also nicht böse) äussert, nicht teilen kann. Wenn ich auch zu Wertungen keine Lust habe. Mir ist's neulich deutlich geworden, als ich vor Höllers Germanisten-Jugend las und etwas erstaunt über die Eiligkeit war, mit der vorgegebene Schemata wie Mass-Ellen angelegt wurden. Das macht freilich Spass, mir auch, mich frappten bloss der bittere Ernst und der Ausschliesslichkeitsanspruch, mit dem sowas passiert. Nun ja, also ich bin ein bisschen alt...

Doch es wäre falsch, aus diesem Briefzitat etwa schliessen zu wollen, Bobrowski sei bei der Generation der jüngeren Lyriker auf Unverständnis gestossen. Viele von ihnen äusserten sich zustimmend zu seinen Gedichten; zitiert sei als Beispiel Eckhardt Kiessmann, der sagte:

Das Besondere dieser Lyrik liegt darin, dass eine bildgesättigte, ganz sinnliche Sprache, voll Augenlust und Musikalität sich mit reinem Intellekt, verbunden hat und Gebilde schuf, welche die Meinung widerlegen, der Intellekt müsse notwendigerweise die lyrische Naivität aufheben.

MOZART

*Am Schuh die Schnalle
ist lose, ein silberner Knopf
hat hier gesessen, mich schmerzt
der Hals, die Augen,*

wenn ich sie schlösse –

*Damals fiel mir auf
die neue Falte
in Colloredos Gesicht –
in Prag das Häuschen,
schwimmend über den Hang,
Gesträuch, eine weisse Woge,
vor sich her – als der endlose
Regen vorüber war, eines
Abends das Licht
über dem Stainschen Clavier.*

*Es gab noch zu schreiben
eine Musik,
Holz, ein Dröhnen, irdisch,
unter den Füßen, im Haus
schlägt eine Tür, ich frag nicht,
ich hör sie allein,
ich hab es nicht gern, wenn Konstanze,
mit dem gläsernen Munde
lacht.*

Bobrowskis Heimat ist die östliche deutsche Landschaft, die Landschaft um Tilsit, seine Geburtsstadt, und das Land der Sarmaten, die seinem ersten Gedichtband den Titel gaben, hat er stets, auch als er schon lange in Berlin wohnte, als seine eigentliche Heimat betrachtet: den Steppen- und Sumpfgürtel von Litauen bis zur Ukraine. In einer poetologischen Vorbemerkung zu seinen Gedichten in der von Hans Bender herausgegebenen Anthologie *Widerspiel* schrieb Bobrowski, das Thema seines Dichtens sei ungefähr „die Deutschen und der europäische Osten. Weil ich um die Memel herum aufgewachsen bin, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit. Eine lange Geschichte aus Unglück und Verschuldung, seit den Tagen des deutschen Ordens, die meinem Volk zu Buch steht. Wohl nicht zu tilgen und zu sühnen, aber eine Hoffnung wert und einen redlichen Versuch in deutschen Gedichten.“

In seinen letzten Lebensjahren gewann der Dichter Johannes Bobrowski auch in Ostberlin an Ansehen, und gelegentlich gelang es ihm – zumal er sich loyal seinem Staat gegenüber zeigte –, die Erlaubnis der Behörden zu Reisen in den Westen zu bekommen. So nahm er etwa zu Anfang des vergangenen Jahres in Westberlin an einer öffentlichen Lyriker-Diskussion zwischen Autoren aus Ost und West teil, die Uwe Johnson leitete. Auch nach Schweden konnte er 1964 zur dortigen Tagung der *Gruppe 47* reisen. Hier traf er in Stockholm auch mit der Lyrikerin Nelly Sachs zusammen. Seine Eindrücke von Stockholm hat Bobrowski in einer poetischen Skizze („In eine Hauptstadt verschlagen“) festgehalten, die Anfang 1965 in seinem Prosaband *Mäusefest* erschien (– seinem vorletzten zu Lebzeiten veröffentlichten Buch, dem im Sommer 1965 noch die Prosasammlung *Boehlendorff und andere* folgte).

Einige Zeit vor seinem Tode hatte ich Johannes Bobrowski zu einer Lesung nach Münster in Westfalen eingeladen. Er antwortete aus Ostberlin:

Lesungen sind zur Zeit für mich nicht angängig. Sehen wir, wie es im Herbst steht. Ich würde mich dann so früh wie möglich melden. In Münster nämlich, vielleicht wissen Sie das, ist Hamanns Grab.

Mit Johann Georg Hamann (1730–1788), dem dunklen „Magus des Nordens“ und Begründer des deutschen

Irrationalismus, verband Johannes Bobrowski eine tiefe Wesensverwandtschaft. Der Dichter hat Hamann Grab in Münster nicht mehr gesehen. Noch wenige Tage vor dem Ausbruch seiner Todeskrankheit gab er Klaus Wagenbach ein kurzes Gedicht mit dem Titel „Epilog auf Hamann“:

*Taumeln hat mich gemacht der Geruch meiner eignen Verwesung,
ohnmächtig für eine Zeit, dem Esrahiten hab ich
nach gegirrt von der Schwachheit der Elenden, ich hab gelebt im
Land, das ich nenne nicht: dort, wo man nichts nichts gedenkt.*

Und sein Gedicht „Hamann“ aus dem Band *Schattenland Ströme* schliesst mit der Strophe:

*Welt. Ich seh Regen
weiss ein Gewölk. Ich bin's.
Auf dem Pregel hinab
der Kahn. Aus den Nebeln. Welt.
Eine Hölle, da Gott inwohnt.
Welt. Ich sag mit Sancho:
Gott, ich sag: er versteht mich.*

Jürgen P. Wallmann, Die Tat, 3.9.1966